

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1878

31 (4.8.1878)



Nr. 31.

Straßburg im Elsaß,

4. August 1878.

Der Friede von Berlin vom 13. Juli 1878.

Der am 3. März d. J. zu San Stefano abgeschlossene Friedensvertrag (siehe über denselben Nr. 13 des „Volksblattes“ S. 104) wurde durch den am 13. Juli in Berlin unterzeichneten durchgreifend veränderten. Die hauptsächlichsten, in 64 Artikeln enthaltenen Bestimmungen des letzteren sind folgende:

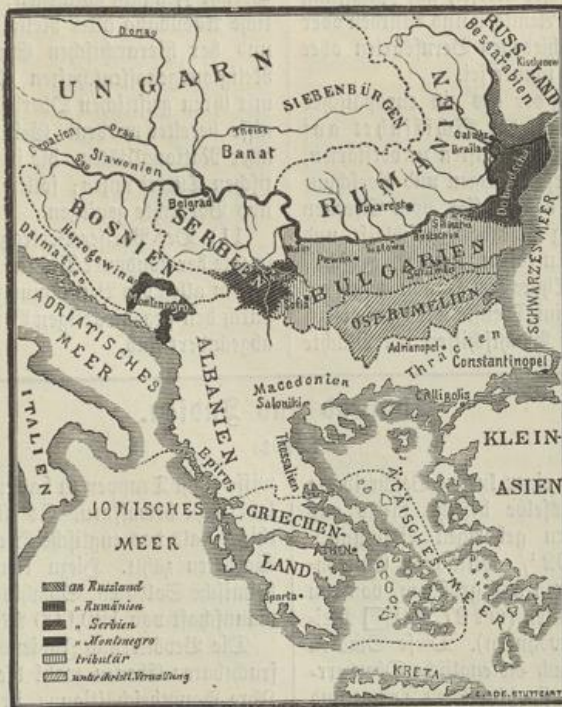
1) Bulgarien wird ein selbstständiges und tributpflichtiges Fürstenthum unter der Oberlehensherrschaft des Sultans. Es erhält eine christliche Regierung und eine nationale Miliz. Sein Fürst wird frei durch die Bevölkerung gewählt und — mit Zustimmung der Mächte — durch die Hohe Pforte bestätigt. Kein Mitglied der regierenden Häuser der europäischen Großmächte soll zum Fürsten von Bulgarien gewählt werden.

Das osmanische Heer verbleibt nicht länger in Bulgarien. Alle früheren Festungen sollen auf Kosten des Fürstenthums binnen einem Jahre oder wo möglich

noch früher geschleift werden. — Die mohamedanischen Grundbesitzer, die aus dem Fürstenthum verzogen sind, können ihren dortigen Grundbesitz behalten, indem sie denselben verpachten oder durch Dritte verwalten lassen.

2) Im Süden des Balkans wird eine Provinz gebildet, die den Namen Ost-Rumelien annehmen und unter der unmittelbaren militärischen und politischen Botmäßigkeit des Sultans verbleiben soll, jedoch unter bestimmten Bedingungen selbstständiger Verwaltung. Sie erhält einen christlichen General-Gouverneur. Der Sultan hat das Recht, für die Verteidigung der Land- und Seegrenzen der Provinz durch Errichtung von Befestigungen an dieser Grenze und durch den Unterhalt von Truppen daselbst zu sorgen; unter letzteren dürfen sich irreguläre, wie Baschibozuks

und Tscherkessen, nicht befinden. Die innere Ordnung in Ost-Rumelien wird durch einheimische Gendar-



Umgestaltung der europäischen Türkei gemäß dem Frieden von Berlin.

merie, der eine Localmiliz zur Seite steht, aufrecht erhalten.

3) In den Theilen der europäischen Türkei, für welche gegenwärtiger Vertrag keine besonderen Bestimmungen enthält, namentlich auf der Insel Kreta, sollen für billig befundene Aenderungen eingeführt werden. Die Hohe Pforte wird zu dem Zwecke für jede Provinz neue Pläne ausarbeiten lassen.

4) Zu Gunsten Griechenlands ist eine Grenzberichtigung vorgesehen. Sollte sich dieser Staat mit der Türkei über dieselbe nicht einigen können, so behalten sich die Vertragsmächte vor, beiden Theilen ihre guten Dienste anzubieten, um die Unterhandlungen zu erleichtern.

5) Die Provinzen Bosnien und Herzegowina werden von Oesterreich-Ungarn in Besitz und Verwaltung genommen.

6) Die Unabhängigkeit von Montenegro, Serbien und Rumänien wird anerkannt. Alle 3 Fürstenthümer erhalten Gebietszuwachs, Rumänien muß jedoch den Theil des bessarabischen Gebietes, der Rußland durch den Pariser Vertrag von 1856 genommen wurde, letzterem Staate wieder zurückgeben (siehe darüber Nr. 28 des „Volksblattes“. Seite 217). In allen 3 Fürstenthümern darf der Unterschied des Glaubens und Bekenntnisses gegen Niemanden als Grund zur Ausschließung oder Unfähigkeit in Bezug auf den Genuß bürgerlicher oder politischer Rechte, auf Zulassung zu öffentlichen Anstellungen, Aemtern und Würden oder auf die Ausübung der verschiedenen Berufsarten oder Gewerbe gelten, wo es auch immer sei.

7) Um die zur Sicherung der als ein europäisches Interesse anerkannten Freiheit der Schifffahrt auf der Donau erforderlichen Bürgschaften zu verstärken, wurde bestimmt, daß alle Befestigungen und Verschanzungen, die sich am Laufe des Flusses vom Eisernen Thore an bis zur Mündung befinden, geschleift und nicht wieder hergestellt werden sollen. Kein Kriegsschiff darf abwärts vom Eisernen Thore die Donau befahren, außer leichten Fahrzeugen im Dienste der Flußpolizei und der Zollbeamten. Den Wachtschiffen der Mächte

an der Mündung der Donau soll es jedoch gestattet sein, bis Galatz hinaufzufahren.

8) Die Hohe Pforte tritt in Asien an Rußland die Gebiete von Ardahan, Kars und Batum mit dem zu letzterem gehörigen Hafen ab, sowie alle Gebiete, welche zwischen der alten russisch-türkischen Grenze und der neuen Abgrenzung gelegen sind. Der Kaiser von Rußland verpflichtet sich, in Batum einen Freihafen zu errichten, der hauptsächlich für den Handel bestimmt sein soll.

9) Die Hohe Pforte macht sich verbindlich, die durch örtliche Bedürfnisse bedingten Verbesserungen in den von den Armeniern bewohnten Provinzen in's Werk zu setzen und diesem Volksstamm Sicherheit gegen die Kurden und Tscherkesen zu verbürgen.

10) Da die Hohe Pforte ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen hat, den Grundsatz der religiösen Freiheit aufrecht zu halten und demselben die weiteste Ausdehnung zu geben, so nehmen die Vertragsmächte Kenntniß von dieser freiwilligen Erklärung. In keinem Theile des Osmanischen Reiches soll der Unterschied der Religion als ein Grund zur Ausschließung oder Unfähigkeit in Bezug auf die Ausübung bürgerlicher und politischer Rechte, auf Zulassung zu öffentlichen Aemtern, Anstellungen und Würden und den Betrieb aller Berufsarten und Gewerbe gelten, wo es auch immer sei. Alle sollen zugelassen werden, ohne Unterschied der Religion, vor Gericht Zeugniß abzulegen; die äußerliche und öffentliche Ausübung aller Religionen soll gänzlich frei sein, und der hierarchischen Einrichtung der verschiedenen Religionsgenossenschaften oder dem Verkehr derselben mit ihren geistlichen Oberhäuptern sollen keine Hindernisse bereitet werden. Geistliche, Pilger und Mönche aller Nationalitäten, die in der europäischen oder asiatischen Türkei reisen, sollen dieselben Rechte, Vortheile und Vorrechte genießen.

11) Der Pariser Vertrag vom 30. März 1856 eben so wie der Londoner Vertrag vom 13. März 1871 werden in allen den Bestimmungen aufrecht erhalten, welche durch den gegenwärtigen Vertrag nicht aufgehoben oder abgeändert sind.

England und Indien.

(Schluß.)

Gehen wir nun über zu einer kurzen Beschreibung des heutigen Indiens. Dasselbe besteht theils aus unmittelbar den Engländern gehörigen Besitzungen (42,600 □ Meilen mit 192 1/2 Millionen Einwohnern), theils aus 460 kleineren und größeren, von den Engländern abhängigen Staaten (mit 27,750 □ Meilen und 48 Millionen Einwohnern). Diese Staaten erkennen theilweise nur einfach die englische Oberherrschaft an, theilweise zahlen sie jährlichen Tribut und haben englische Beamte bei sich, so daß die eingebornen Fürsten oft nur den Namen und Schatten von Herrschaft besitzen. So hat z. B. erst jüngst die englische Regierung diesen Fürsten verboten, mehr als eine ge-

wisse Zahl Truppen zu halten oder dieselben mit Hinterladern zu bewaffnen. Es ist diese Vorsicht um so nöthiger, als das englische Heer bloß 63,000 europäische Soldaten zählt. Hierzu kommen noch 140,000 einheimische Soldaten, Sipahis genannt, und eine Polizeimannschaft von 190,000 Mann.

Die Bevölkerung Indiens ist eine sehr dichte, in den fruchtbaren Ebenen wohl die dichteste der ganzen Erde. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Landwirthschaft, und zwar sowohl der Anbau von Brodfrüchten, als der von Handelsgewächsen. Die Erzeugnisse Indiens sind die reichsten und mannigfaltigsten der Erde. Einheimisch ist hier der Reis, das Zuckerrohr, die Kokospalme, die

Jamswurzel, die Indigopflanze, der Betelpfeffer, der Zimmtbaum. Dazu sind in neuester Zeit der Thee und die Chinarinde gekommen. Die Pflanzenwelt vereinigt die Saftfülle der amerikanischen mit dem Wohlgeruch der afrikanischen Gewächse. Aehnliches spricht sich auch in der Thierwelt Indiens aus. Der Elefant gelangt hier zu größerer Schönheit als der afrikanische und ist durch seine Zähmbarkeit das nützlichste Hausthier geworden. Der Königstiger, der Löwe, der Panther, das Nashorn, ungeheure Eber und andere gewaltige Geschöpfe übertreffen die entsprechenden Arten Amerikas an Kraft und Wildheit, die afrikanischen an Kraft und Größe, während die Reptilien denen der südamerikanischen Länder an Menge, Kraft und Giftigkeit gleich kommen.

Nicht weniger reich ist der Schooß der Erde ebenso an den schönsten Edelsteinen (Diamanten), wie an Eisen und ausgedehnten Lagern von Steinkohlen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Haupterzeugnisse Indiens, so kommt in erster Linie der Reis in Betracht, dessen Ursprungsland Indien ist. Derselbe wird im April gesäet, im August in Schößlingen verpflanzt, und im November oder Dezember geerntet. Er bedarf eines mit wenigstens 10 Zoll Wasser überflutheten Bodens. Seine Stengel werden in wenigen Wochen 10—20' hoch. Würde Reis allein angebaut, so könnte Indien jährlich 1200 Millionen Centner davon liefern. Immerhin ist der Ertrag an Reis in guten Jahren so groß, daß 5—6 Millionen Pfund zur Ausfuhr übrig bleiben. Auch an Brodfrüchten werden gegen 5 Millionen Pfund jährlich ausgeführt. In ungünstigen Jahren freilich reicht der Ertrag nicht einmal für die einheimische Bevölkerung hin, und entsteht dann Hungersnoth im schrecklichsten Sinne des Wortes. So verursachte im Jahre 1769/70 eine Mizernte den Tod von zehn Millionen Menschen. In der neueren Zeit ist zwar durch Eisenbahnen und Canäle die Zufuhr von Lebensmitteln in einen von Mizernte betroffenen Bezirk erleichtert, aber dennoch kommt immer wieder von Zeit zu Zeit die Kunde, daß da und dort in Folge von Hungersnoth Tausende ungedungen. Es erklärt sich dies leicht, wenn wir bedenken, daß gerade in den fruchtbarsten Theilen des Landes die Bevölkerung am dichtesten ist, daß ferner durch das Pflanzen von Handelsgewächsen, besonders des unseligen Opiums (vergl. Nummer 22) ein großer Theil des Landes dem Anbau von Reis und Getreide entzogen ist. Bleibt nun der fast regelmäßig während einer gewissen Zeit des Jahres wiederkehrende Regen ganz oder theilweise aus, so wird das Land in

der heißen Zeit zur Wüste ausgebrannt. Man hat zwar durch Anlage künstlicher Bewässerungs-Anstalten schon viel geholfen, aber je fruchtbarer damit eine Gegend gemacht wird, desto schneller nimmt die Bevölkerung zu und desto empfindlicher macht sich dann ein minder fruchtbarer Jahrgang geltend.

Zu den wichtigsten Handelsgewächsen Indiens gehört die Baumwolle. Wir bezogen dieselbe früher lediglich aus Amerika. Als aber während des dortigen Bürgerkriegs im Anfang der sechziger Jahre die Ausfuhr von da aufhörte, begann Indien sich auf den Baumwollbau zu legen und hat in den Jahren 1863/66 ungefähr für 720 Millionen M. an Europa verkauft. Jetzt ist die Ausfuhr wieder herabgegangen; dafür aber hat Indien angefangen, den Stoff selber zu verarbeiten, während früher alle Baumwolltuche von England bezogen wurden.

Eine sehr nützliche Faserpflanze ist die Jute. Man macht daraus Säcke, Teppiche, Matten, Vorhänge und Möbelstoffe. In den Jahren 1872/76 hat Indien ungefähr 760 Millionen dafür eingenommen. Nicht unbedeutend ist die Ausfuhr an Palm- und Cocusöl, an Thee, Kaffee, Zucker oder Gewürzen. Für Kaffee sind in den letzten 15 Jahren ungefähr 300 Millionen eingegangen; ebensoviel für Thee. Der indische Thee wird gewöhnlich mit dem chinesischen vermischt.

Nicht gering ist ferner der Ertrag, den Indigo und andere Farbungewächse liefern, ebenso verschiedene Arzneistoffe.

Die Haupteinnahme aber bildet das Opium. Die jährliche Einfuhr nach China hat einen Werth von 200—260 Millionen Mark, der zum großen Theile in die Hände der Regierung fließt, da dieselbe allein den Handel damit betreibt und den Pflanzern nur eine geringe Vergütung gewährt. Hoffen wir, daß es den Anstrengungen der wahren Freunde Indiens gelingen möge, diese schändliche Erwerbsquelle bald verstegen zu machen.

Auch wenn sich England entschließt, in jeder Hinsicht seine Pflicht gegen dieses ihm anvertraute Volk zu erfüllen und auf jene unsittliche Einnahme zu verzichten, wird Indien noch immer eine Quelle der englischen Macht und Größe bleiben, und wie das englische Capital in der Ausnutzung der Hilfsquellen Indiens und in dem Handelsverkehr dorthin gewinnreiche Anwendung findet, so bietet dieses Land der englischen Jugend einen Schauplatz, um Kraft, Geschicklichkeit, Unternehmungssinn und Weltgewandtheit zu erproben.

Weinsberg.

Diakonius Hönes.

Erinnerungen aus dem französischen Militärleben.

(Von einem Offizier.)

(Schluß.)

11. Die Gefangenschaft.

Bei dem Ueberfall von Beaumont machten die feindlichen Truppen im Innern der Stadt, welche sie durch rasche Bewegungen umzingelten, gegen 2000 Gefan-

gene, unter welchen eine beträchtliche Anzahl Offiziere. Von Letzteren hatten mehrere das Schlachtfeld nicht gesehen. In den Straßen von Beaumont selbst waren zwar noch einige Gewehrsalven gewechselt worden, aber

der Widerstand legte sich schnell, sobald die Bertheidiger den Weg zur Flucht hinter sich abgeschnitten sahen. Es kam daselbst nicht zu den hartnäckigen und verderblichen Kämpfen, welche sich bald nachher in Moulzon und Bazailles entfalteten.

Die Art und Weise, mit welcher die Sieger mit den Gefangenen umgingen, war durchaus menschlich. Ich hörte viele Meinungsäußerungen von Soldaten und Offizieren, und alle stimmten darin überein, daß sie von Seiten des Siegers die Rücksichten nicht erwartet hätten, welche ihnen zu Theil wurden.

Ich will jetzt, um den Zustand der Gefangenen gleich nach dem Treffen eingehender zu schildern, zu der Erzählung meiner eigenen Erlebnisse zurückkehren.

Während des mörderischen Ringens am Eingange der Stadt fiel eine Mitrailleurensalve in die Stube, in welcher der Medizin-Major zahlreiche Verwundete versorgte. Die Kugeln, welche sämtliche Fensterscheiben ausshoben, hatten zu unserem größten Erstaunen Niemand verwundet, aber der Arzt wurde von einem so starken Zittern erfaßt, daß er den Verband, welchen er einem schwer Verwundeten anzulegen im Begriffe stand, nicht mehr beenden konnte. Er zog sich auch alsbald zurück. Kurz nachher erschien ein sächsischer Unteroffizier in der mit Blut besprengten Stube und gebot das Gewehr abzulegen. Unter uns war jedoch Niemand bewaffnet und zu unserer Sicherstellung waren wir nicht einmal mit dem Abzeichen der Krankenwärter versehen.

Der Unteroffizier, ein Mann von guter Bildung, sprach einige Worte mit uns über die Schrecken des Krieges, über das traurige Schicksal, daß Menschen, die einander nie gekannt haben, sich gegenseitig hinmorden müssen. Nachdem er uns erzählt und vor der Flucht gewarnt hatte, ging er fort, um das ganze Haus zu durchstöbern. Vor den Fenstern marschirten indessen die wohlgeordneten sächsischen Bataillone vorüber, und das freischwärmende Kommando der dieselben befehligenen Offiziere, das uns neu war, nahm unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die vorbeimarschirenden Soldaten waren sehr erhitzt vom Marsche, und mehrere derselben fragten nach Wasser. Einer von uns reichte ihnen zu trinken, aber ein kommandirender Offizier zu Pferd sprengte dazwischen und schrie seinen Leuten zu: „Schwenkt Eure Nasen rechts herum!“ und dann zu uns: „Französische Soldaten, reicht ihnen nicht zu trinken.“ Mittlerweile war ein sächsischer Arzt, von Gehilfen begleitet, bei uns eingetreten und hatte die Verwundeten untersucht. Die, welche den Tag nicht schienen überleben zu können, bezeichnete er seinen Gehilfen, für die anderen traf er Verordnungen. Die Nichtverwundeten mußten die Stube räumen und sich einstweilen unter Bewachung vor dem Hause aufstellen. Nachdem das sächsische Fußvolk vorbei war, kamen in langen Reihen die je mit sechs Pferden bespannten, spiegelglatten Hinterlader. Die ganze Bewegung ging im Trab und in schönster Ordnung vor sich. Endlich kam noch der ganze Troß des Kronprinzen Albert von Sachsen, der von den Truppen mit stürmischen „Hoch“ begrüßt wurde.

Während dieser Zeit hatte der Unteroffizier den Medizin-Major im Keller, wohin er sich zurückgezogen, gefangen genommen und brachte ihn mit unbefreiblichem Jubel vor einen in der Nähe weilenden Reserve-Major. Der Glückliche glaubte wohl einen General oder gar den Kaiser Napoleon selber gefangen zu haben. Als er aber erfuhr, daß es ein Arzt sei, zog er sich beschämt zurück. Kurz nachher wurden sämtliche Gefangene nach einem in der Nähe gelegenen Steinbruche abgeführt. Der Medizin-Major, welcher mit dahin folgen mußte, zitterte noch immer und fürchtete, daß wir alle daselbst erschossen werden sollten. Ein so unbegründeter Schrecken war von den französischen Zeitungen verbreitet worden. Der Steinbruch, nur auf einer Seite zugänglich, sollte bloß unser Gefängniß sein. In diesem Steinbruche war der Oberst des 11. Pinieregiments, Colonel du Behagle, welcher von zwei Kugeln getroffen sich dahin zurückgezogen hatte, von einer dritten durchbohrt vom Pferde gesunken. In und um diesen Steinbruch hatte auch ein hartnäckiger Kampf stattgefunden, der viele Tode zurückließ. Zum Zwecke des Gefangenenvivouaks war aber der Steinbruch rasch gesäubert worden. Um 4 Uhr Abends kam der Troß des Königs von Preußen. Der König, in Begleitung von Bismarck und Moltke, umgeben von mehreren Adjutanten, besichtigte die Gefangenen. Wir hatten alle antreten müssen. Der König besah uns eine Weile, Bismarck sprach einige Worte mit den zu unserer Bewachung zurückgebliebenen Soldaten; dann ging der Troß weiter. Abends um sieben Uhr wurden endlich alle Gefangenen nach der Stadt abgeführt und auf dem Plage in der Nähe der Kirche versammelt. Speisen wurden verabreicht und unsere Anzahl festgestellt, während man vor unseren Augen die auf dem Schlachtfelde erbeuteten Waffen längs der Kirche aufhäufte. Die deutschen Offiziere unterhielten sich mit den französischen; diese waren voll Erstaunen über die Bedeutung des gewaltigen Schlags und voll Bewunderung über die unvermuthete, geschickte Hinführung des Siegers; jene in der Siegesfreude benahmten sich auffallend gefällig.

Bei einbrechender Dunkelheit wurden alle Gefangenen mit Ausnahme der Offiziere wieder im Steinbruch untergebracht. Auch der Stadtpfarrer, welcher wegen eines Schusses auf deutsche Truppen verdächtigt war, befand sich unter uns. Es hieß, er sollte am andern Tage standrechtlich erschossen werden. Während eines Theiles der Nacht sah ich ihn auf einer erhabenen Felsenplatte vor einer brennenden Wachskerze knien und lebhaft Gebarden machen. Wie ich nachher erfahren wurde er wieder freigelassen. Die erste Nacht im Vivouak ließ uns nach all den erschütternden Ereignissen des Tages keine Ruhe genießen, und die sonderbare Erscheinung des in der Todesangst schwebenden Pfarrers, die Nähe des Schlachtfeldes, auf welchem immerfort Leute mit Laternen umhergingen, den zahlreichen Verwundeten Hilfe zu bringen, der sichelförmige Mond am wolkenlosen Himmel, die großen Schatten, welche wir beim Vivouakfeuer stehend selbst warfen, Alles ver-

einigte sich, um dem Nachtbilde eine düstere und ergreifende Farbe zu verleihen.

Am Tage darauf wurde unser Trupp durch weitere beigebrachte Gefangene vermehrt, aus deren Erzählungen der unordentliche Rückzug der ganzen Armee deutlich hervorging.

Der Franzose tröstet sich jedoch leicht; über die Kampferlebnisse Einzelner wurde viel gelacht, und die Pariser, welche zahlreich unter uns vertreten waren, verläugneten keineswegs ihren geistvollen Humor.

Das Feldlager, welches das Corps de Failly vor dem Treffen eingenommen hatte, lag dem Steinbruche gerade gegenüber. Den ganzen Tag sahen wir deutsche Soldaten mit dem Auflesen der verschiedenen Kleidungsstücke und Feldgeräthe, welche zurückgelassen worden waren, beschäftigt. Man fing auch an die Todten zu begraben, aber noch am 1. September, als wir den Steinbruch in der Frühe verließen und den Weg nach Deutschland antraten, sahen wir viele Leichen auf dem Felde zerstreut.

Wie vorauszusehen war, wurden wir auf unserem Marsche von Landwehrmännern begleitet, die um unsern Trupp einen Zaun bildeten. Es waren Westfalen. Die schwerbelasteten Männer, welche große Bürde trugen und weite Schritte nahmen, stachen sehr ab von den leichtfüßigen Gefangenen, die jeder Bürde ledig und einer guten Behandlung gewärtig, sich dem Humor überließen, dies sogar, als aus der Ferne dumpfer Kanonendonner wieder ernste Dinge verkündete.

In Stenay bereiteten uns die Bauern einen nicht sehr freundlichen Empfang. Wenig fehlte, und wir wären handgemein mit ihnen geworden. Die Landwehrmänner schritten ein. Die Bauern warfen mit Steinen. «Allez donc voter maintenant pour Monsieur Plébiscite!» (Gehet doch jetzt für Herrn Plebisit stimmen!) riefen ihnen mehrere Stimmen aus unserm Trupp entgegen. So ging's weiter.

Unser Nachtquartier bekamen wir anfangs im Freien, später aber in den Kirchen. In Etain erfuhren wir die Gefangennahme Napoleons, Mac Mahons und der ganzen Armee. Manche wollten es nicht glauben, aber in dem Zustande, in welchem das französische Heer sich befand, war Alles möglich. In Remilly durften wir endlich in die Eisenbahn steigen, um einen Tag später in Köln a. Rh. anzukommen. In der sehr geräumigen Speisehalle, welche am Kölner Bahnhof, zwar nicht für uns, errichtet war, bekamen wir am 8. September das Abendessen. Sodann wurden wir nach Deutz abgeführt und für einige Tage in einem Futtermagazin untergebracht. Das Futtermagazin sollte uns nur vorübergehend beherbergen; wir waren darin nicht streng gehalten; denn die neugierigen Kölner, jung und alt, drangen herein, um ihre Augen an den unschädlichen Franzosen, an den vor kurzem noch gefürchteten Rothhosen zu weiden. Gymnasiasten schmachteten nach der Gelegenheit sich mit ihrem Französisch hervorthun zu können. Knaben und Mädchen besorgten mit Freuden unsere kleinen Aufträge für Spezerei- und Tabaksläden; dafür befa-

men sie Achselklappen und Hockknöpfe als Siegesandenken. So entfaltete sich ein reger Tauschverkehr zwischen uns und der jungen Bevölkerung. Einstweilen wurde unweit von Köln, auf der Wahnerhaide, ein Zeltlager errichtet, das wir schon nach einigen Tagen bezogen. Wir fuhren mit der Eisenbahn dahin ab. Das Lager bestand aus 25 Zeltreihen, deren jede, aus 20 Zelten bestehend, 300 Mann aufnehmen konnte.

Vier Landwehrunteroffiziere standen einer Compagnie vor, und über vier Compagnien erstreckte sich die Aufsicht eines Landwehrlieutenants. Außerdem war das Lager von Truppen bewacht.

Die Gefangenen einigermaßen in Ordnung zu bringen und dieselben je nach den Waffengattungen zu vertheilen, war keine kleine Arbeit für die Unteroffiziere, welche die französische Sprache nur wenig oder gar nicht verstanden. Unsere Waffengattungen waren ihnen ziemlich neu, und außerdem gaben die Uniformen zu vielen Mißverständnissen Anlaß.

Die französische Kriegserklärung, welche auf Grund des bekannten Ausspruchs des Kriegsministers Marschall Le Boeuf: «Nous sommes archiprêts» (wir sind erzbereit) in fieberhafter Schnelligkeit erfolgt war, hatte die französischen Regimenter mitten in der vom Marschall Niel eingeführten Neununiformirung überrascht. Die Pumphosen der Linien Soldaten hatten noch nicht alle ausgedient, während doch schon von den Regimentern viele enge Hosen neuen Musters getragen wurden. So stand es auch mit der Kopfbedeckung. Das unkleidsame Bonnet de police war erst theilweise von dem viel unbequemerem Käppi ersetzt, und die Waffenröcke waren in drei Mustern vertreten: der lange Unteroffiziersrock, den auch die Gemeinen als Salarock trugen; der kürzere Rock, welcher aus der Pumphosenzeit stammte, und endlich der Alltagswaffenrock der Gemeinen, Weston genannt, der mit den Hosen nicht gut schloß und das Hemd durchblicken ließ. Alle diese verschiedenen Kleidungsstücke wurden getragen und lieferten in ihren oft seltsamen Zusammenstellungen nicht sehr geschmackvolle Gestalten.

Mit vieler Mühe wurde doch endlich unter den Gefangenen, die unbesorgt in den Tag hineinlebten, die Ordnung hergestellt. Die mitgefangenen Elsässer halfen die Mißverständnisse lösen. Sie dienten vorzüglich als Dolmetscher.

Das Verhältniß der Gefangenen zu den Bewachungsmannschaften, die Stellung der Elsässer, welche bereits von der Abtrennung Elsaß-Lothringens von Frankreich hörten, gaben zu recht bemerkenswerthen Betrachtungen Anlaß, die ich nicht übergehen möchte.

Die Deutschen waren mir in ihrem Umgang, in ihren gesellschaftlichen Zuständen ebenso unbekannt wie den meisten anderen Gefangenen, und ich habe daher mit großer Neugierde die Leute beobachtet, mit welchen ich in Berührung kam.

Schon die Gruppen von Neugierigen, welche uns aus der Entfernung von etwa hundert Meter betrachten

durften, machten einen ungewöhnlichen Eindruck. Stundenlang standen sie unbeweglich wie Wachsfiguren. Wie anders sind die Gruppen der Neugierigen in Frankreich: beweglich und lebendig! Dann herrscht wieder ein großer Unterschied zwischen der ersten Berührung mit Deutschen und mit Franzosen. Der wortfarge Deutsche sucht mehr mit einer freundlichen Miene als mit süßen Worten in Bekanntschaft zu treten. Der Franzose nimmt sich zusammen und schlägt Sprechend den höchsten Ton der Höflichkeit an. Der Deutsche spricht im Verhältniß zum Franzosen überhaupt wenig und denkt viel. Sein sinnendes Wesen verleih ihm zwar das Merkmal des scharfen Geistes nicht, aber verräth die Gutmüthigkeit. Diese wurde von den Franzosen sehr bald erkannt und bildete die Unterlage des Vertrauens auf eine gute Behandlung. Die Franzosen sind witzig, sprechen viel, und nehmen es mit der Ueberlegung nicht sehr genau. Das Alberne, wie das anscheinend Unrichtige empört die Zuhörer nicht sehr. Franzosen entschuldigen sich gegenseitig über ihre Fehler. Schon um die Unterhaltung nicht gestört zu haben, lassen sie keine Berichtigung aufkommen. Der Franzose ist sozusagen ein geborener Schauspieler, und dieser Nationalcharakter tritt besonders im Verkehr mit Deutschen hervor.

Zwischen den Franzosen und den Deutschen stehen die Elsässer, welche von dem französischen Charakter Manches angenommen, Manches vom deutschen beibehalten haben. Besonnen wie Deutsche, können sie leichtsinnig sein wie Franzosen, sind aber, was die Geselligkeit anlangt, ihrer fränkischen und allemannischen Abkunft ziemlich treu geblieben. Die Deutschen bringen im Gespräche ihren Hauptgedanken häufig zuletzt, die Franzosen fallen mit dem ihrigen gleich zur Thüre herein, um ihn nachher hervorzuheben und mit ihrer geläufigen Zunge zu vertheidigen. Die Elsässer sind in sprachlichen Dingen sehr übel daran. In der letzten Zeit der Regierung Napoleons III. waren sie so weit gekommen, daß wenigstens alle die, welche die Schule fleißig besucht hatten, sich in der Unterhaltung der beiden Sprachen bedienen konnten; im Durchschnitt besaßen sie die Kenntniß keiner derselben gründlich. Im Gespräch unter sich vermischen sie beide in der willkürlichsten Weise. Die Elsässer wollten sich gern französisiren lassen. Ihre französische Angehörigkeit legte dieses Bedürfniß auf die Hand, aber ihr elsässisches Gemüth siegte stets über ihren guten Willen. Die Französisirung wurde sogar für die Franzosen eine verzweifelte Aufgabe; sie haben es trotz des größten Eifers darin nicht weit gebracht.

Die französische Literatur ist sehr in die Elsässer gedrungen; sie haben sie bewundert; sie haben sich dafür begeistert und wurden wie die meisten andern Völker auch von der leichtfließenden geglätteten Höflichkeitssprache der Franzosen gefesselt. Trotz des Mißverhältnisses in der sprachlichen Bildung standen die Elsässer als Angehörige des französischen Staates gewissermaßen doch gut; sie wurden durchaus nicht als Stiefkinder be-

handelt. Wenn auch die Pariser *laissez* (sittenlose Vormacher) ihre Sitten und Gebräuche bespöttelten, so hat doch die Regierung wohlweislich Elsässer aus allen Schichten des Volkes zu Aemtern gelangen lassen und bis auf Napoleon III. die deutsche Sprache der Elsässer nicht nur in Ehren gehalten, sondern ihre Literatur begünstigt und Dichter und Schriftsteller mit Ehren ausgezeichnet.

Die gefangenen Elsässer waren daher auch nicht wenig verstimmt, als sie von der Abtrennung des Elsasses von Frankreich hörten. Die Franzosen selbst nahmen die Sache ziemlich gleichgültig auf und hatten vorerst keinen andern Wunsch, als recht bald wieder nach dem geliebten Vaterlande und nach der Heimath zurückzukehren.

Unter den Kriegsgefangenen der Wahnerhaide befanden sich auch noch Angehörige eines andern Volkes, welche verdienen hier erwähnt zu werden; ich meine damit die 300 Turkos, welche hauptsächlich die Aufmerksamkeit der Besucher aus Köln und Umgegend erregten. Sie waren alle in einer Compagnie vereinigt und wurden im Verhältniß zu anderen Gefangenen streng gehalten. Unter ihnen war ein Elsässer, welcher arabisch sprach und den Söhnen Afrika's die Befehle verdolmetschte. Die großen ernten Gestalten der Turkos trugen dazu bei, die Einförmigkeit des Gefangenenlebens etwas zu brechen. Sie waren aber alle mehr oder weniger von dem Heimweh ergriffen, und ihre traurigen Gesichtszüge erregten, trotz der ihnen vorgeworfenen Barbarei, das Mitleid verständiger Leute. Durch persönlichen Umgang mit mehreren Turkos habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie von den Feinheiten der europäischen Bildung Nichts verstehen, und daß sie es mit dem Unterschiede zwischen Dein und Mein nicht sehr genau nehmen. Man kann ihnen sogar die entsetzlichsten Grausamkeiten zutrauen, aber in ihrem Zelte sind sie herzensgute Leute. Einer ihrer Unteroffiziere, ein echter Kabyhe, erklärte eines Tags in meinem Beisein einem preussischen Soldaten mit Worten und mit Zeichen, daß sie, die Turkos, als Gefangene in Deutschland ganz gute Freunde der Preußen seien, wenn aber ein Deutscher nach Afrika käme, würden sie ihm kurzum den Hals abschneiden. Wenn auch Viele unter ihnen, wie ich erfahren habe, arabisch lesen und schreiben konnten, ja mehrere sogar arabische Schulen besucht hatten, war ihre Rohheit doch keineswegs verwischt. Die französischen Soldaten machten wenig Gemeinschaft mit ihnen. Den preussischen Offizieren des Bewachungscorps waren die Turkos wegen ihres tiefen Eigenfinnes noch mehr als wegen ihrer großen Unreinlichkeit geradezu lästig, sie wurden deshalb zur Verhütung einer Empörung noch vor Anbruch des Winters nach der Festung Wesel übergeführt.

So lang die schönen Herbsttage dauerten, war das Leben unterm Zelte, trotz mancher Mängel, noch kurzweilig. Man schlief zwar nicht in Betten, aber Strohh wurde in Fülle ausgetheilt und jeder Soldat mit mehreren Wolldecken versehen. Die Franzosen versenkten

sich nicht lang in tiefes Nachsinnen über die Schicksale ihres Vaterlandes. Sie überließen sich truppenweis dem Spiele, so daß man zu gewissen Zeiten gar nicht geglaubt hätte, daß sie Gefangene wären. Sogar der Fall von Straßburg, von welchem die Kunde zu uns kam, machte keinen besonderen Eindruck. Man war bereits ans Capituliren gewöhnt. Der Ausdruck Capituliren wurde sehr treffend beim Spiel gebraucht. Wenn nämlich einer der Spielenden in die Enge getrieben war, sagte ihm sein Gegner nicht mehr: Il faut vous rendre (Du mußt Dich ergeben), sondern: Il faut capituler (Du mußt capituliren). Als Gesundheitsmaßregel war von dem Lagerkommando für uns ein zweistündiges Manöver eingeführt worden, zu welchem Alle, mit Ausnahme der Unteroffiziere, herangezogen wurden. Ich habe diesen Uebungen nie beigewohnt, aber erfahren, daß es dabei zu den ergößlichsten Zwischenfällen kam.

Die Uebergabe von Metz, welche am 30. Oktober erfolgte, lieferte mehrere neue Abtheilungen von Schicksalsgenossen auf die Bahnerhaide, dagegen verließen uns wieder andere, welche auf Antrag des Gouverneurs nach nördlicher, in Preußen und in Hannover, gelegenen Festungen abgingen.

Unter den Zurückgebliebenen fing das Leben mit den im November eingetretenen Regengüssen an, sehr eintönig zu werden. Die Anfangs September noch ganz mit Rasen überzogene Haide war dann in einen großen Morast verwandelt, durch welchen man nur noch mit Mühe einen Weg finden konnte. Unsere Uebersiedelung nach einem in der Nähe von Köln, auf dem Felde genannt Gremberg (Grüneberg) für uns errichteten Barackenlager konnte daher nicht mehr lange ausbleiben. Bevor ich aber von der Uebersiedelung dorthin spreche, muß ich auch der vielen Liebesgaben gedenken, welche von dem elsässischen Hilfskomité gespendet wurden. Durch die wahrhaft großartigen Beiträge, welche dieses Comité zur Verfügung stellte, wurden die Gefangenen mit den warmen Kleidungsstücken versehen, welche sie vor der Kälte des Winters am meisten schützten.

Die Uebersiedelung nach dem Barackenlager zu Gremberg geschah zu Fuß an einem trockenen Tage gegen Ende November. Ein Theil der Gefangenen blieb in den auf der Bahnerhaide selbst errichteten Baracken zurück. Nach der Uebersiedelung währte es nicht mehr lang, bis der erste Schnee fiel und den ziemlich strengen Winter einleitete. Die Räume im Innern der Baracken waren sehr weit, doch große Defen und genügendes Brennmaterial erlaubten dieselben gehörig zu heizen. Ein schlimmerer Feind als der Winter war die Langweile, welche die Gefangenen verzehrte. Der bald mit

tiefem Schnee bedeckte, bald aufgeweichte Boden erlaubte vielen, wegen ihrer mangelhaften Fußbedeckung, nicht einmal, sich im Freien aufzuhalten. Um über den Morast zu gelangen, mußten von einer Baracke zur andern Fashinenwege angelegt werden.

Eine einigermaßen die Langweile brechende Unterhaltung war das Theater, in welches man zu einem sehr mäßigen Preise Zutritt hatte. Die Schauspieler waren kriegsgefangene Pariser. Ihre Pantomimen (Geberdenspiel) wurden allgemein bewundert, ihre Possen und Cancans (Tänze) stürmisch beklatscht. Mitunter spielten sie auch ernste Stücke, in welchen sie sich nicht weniger geschickt erwiesen. Mit ihnen wechselten auf der Bühne deutsche Künstler, ebenfalls Militärs, ab, unter welchen sich naturgemäß auch die Berliner am meisten hervorthaten. Endlich erhielten auch viele Gefangene die Erlaubniß, in Begleitung von preußischen Soldaten nach Köln zu gehen und die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen.

Durch die am 26. Februar 1871 in Versailles erfolgte Unterzeichnung der Friedensvereinbarungen und die bald darauf von der französischen Kammer in Bordeaux gut geheißenene Annahme derselben sahen sich die Kriegsgefangenen endlich der Erfüllung ihres heißesten Wunsches genähert. Leider kam fast zugleich wieder eine neue widerwärtige Kunde unter sie, welche die schöne Hoffnung, in nächster Zeit nach dem Vaterlande zurückkehren zu dürfen, beinahe zerstörte. Die Unruhen in Paris, die Commune, die Regierung der Heißsporne, schien die Kriegsgefangenschaft noch länger ausdehnen oder am Ende gar die kaum aus Deutschland zurückkehrten Truppen mit neuem Blutvergießen beschäftigen zu wollen. Für die Elsässer hatten diese Sorgen keine Bedeutung mehr, und schon am 19. März durften alle die, welche von der Freiheit Gebrauch machen wollten, mit der Eisenbahn in ihre Heimath fahren. Das thaten auch die meisten. Diejenigen aber, welche in Stellvertretung Soldat geworden waren, ließen sich lieber nach Frankreich ausliefern, um für die noch ausstehende Abschlagszahlung ihren Dienst zu beenden. Meinen französischen Freunden, welche im Lager zurückblieben, und meinen neuen deutschen Bekannten daselbst und in Köln noch ein letztes Lebewohl zurufend, bestieg ich mit meinen Landsleuten, den Elsässern, die Eisenbahn, welche uns ohne Unterbrechung über Mainz, Ludwigshafen, Mannheim, Karlsruhe und Rehl nach Straßburg brachte. Da wurden wir auf freien Fuß gesetzt. Ich brauche nun nicht noch beizufügen, daß sich jeder so bald als möglich seiner näheren Heimath, seinen Verwandten, Freunden und Bekannten zuwandte.

Eduard Halter.

Zur Weltlage. Der deutsche Kaiser begab sich am 29. Juli von Schloß Wabelsberg nach Teplitz in Böhmen, fuhr in offenem Wagen durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt und zeigte sich, bald nachdem er in seiner Wohnung abgestiegen war, dem ihm begeistert zuauchsenden Volke.

Oesterreichische Truppen rückten bereits am 29. Juli in Bosnien ein. Von welcher Gesinnung sich die oesterreichische

Regierung bei der Besignahme dieses bisher türkischen Gebietes leiten läßt, bekundete sie in nachstehendem Aufsatze, den sie an ihre neuen Unterthanen erließ:

„Bewohner von Bosnien und der Herzegowina! Die Truppen des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn sind im Begriffe, die Grenzen Eures Landes zu überschreiten. Sie kommen nicht als Feinde, um sich dieses Landes gewalt-

jam zu bemächtigen. Sie kommen als Freunde, um den Uebeln ein Ende zu bereiten, welche seit einer Reihe von Jahren nicht nur Bosnien und die Herzegowina, sondern auch die angrenzenden Länder von Oesterreich-Ungarn beunruhigen. Der Kaiser und König hat mit Schmerz vernommen, daß der Bürgerkrieg dies schöne Land verwüstet, daß die Bewohner desselben Landes einander bekriegen, daß Handel und Wandel unterbrochen, Eure Heerden dem Raube preisgegeben, Eure Felder ungebaut sind und das Elend heimisch geworden ist in Stadt und Land. Große und schwere Ereignisse haben es Eurer Regierung unmöglich gemacht, die Ruhe und Eintracht, auf denen die Wohlfahrt des Volkes beruht, dauernd herzustellen.

Der Kaiser und König konnte nicht länger ansehen, wie Gewaltthätigkeit und Unfriede in der Nähe seiner Provinzen herrschten, wie Noth und Elend an die Grenzen seiner Staaten pochten. Er hat das Auge der europäischen Staaten auf Eure Lage gelenkt, und im Rathe der Völker wurde einstimmig beschlossen, daß Oesterreich-Ungarn Euch die Ruhe und Wohlfahrt wiedergebe, die Ihr so lange entbehrt.

Se. Majestät der Sultan, von dem Wunsche für Euer Wohl befehle, hat sich bewogen gefunden, Euch dem Schutze seines mächtigen Freundes, des Kaisers und Königs, anzuvertrauen. So werden denn die R. und K. Truppen in Eurer Mitte erscheinen. Sie bringen Euch nicht den Krieg, sondern bringen Euch den Frieden. Unsere Waffen sollen Jedem schützen und Keinen unterdrücken.

Der Kaiser und König befiehlt, daß alle Söhne dieses Landes gleiches Recht nach dem Gesetze genießen, daß sie Alle geschützt werden in ihrem Leben, in ihrem Glauben, in ihrem Hab und Gut. Eure Gesetze und Einrichtungen sollen nicht willkürlich umgestoßen, Eure Sitten und Gebräuche sollen geschont werden. Nichts soll gewaltsam verändert werden ohne reifliche Ueberlegung dessen, was Euch noththut. Die alten Gesetze sollen gelten, bis neue erlassen werden. Von allen weltlichen und geistlichen Behörden wird erwartet, daß sie die Ordnung aufrecht erhalten und die Regierung unterstützen. Die Einkünfte dieses Landes sollen ausschließlich für die Bedürfnisse des Landes verwendet werden. Die rückständigen Steuern der letzten Jahre sollen nicht eingehoben werden.

Die Truppen des Kaisers und Königs sollen das Land nicht drücken, noch belästigen. Sie werden mit Gelde bezahlet, was sie von den Einwohnern bedürfen. Der Kaiser und König kennt Eure Beschwerden und wünscht Euer Wohlergehen. Unter seinem mächtigen Scepter wohnen viele Völker beisammen, und jedes spricht seine Sprache. Er herrscht über die Anhänger vieler Religionen, und Jeder bekennt frei seinen Glauben.

Bewohner von Bosnien und der Herzegowina! Begebt Euch mit Vertrauen unter den Schutz der glorreichen Fahnen von Oesterreich-Ungarn. Empfanget unsere Soldaten als Freunde, gehorcht der Obrigkeit, nehmet Eure Beschäftigung wieder auf und Ihr sollt geschützt sein in den Früchten Eurer Arbeit."

* Berichtigung. — Die Bezeichnung der Fische auf Tafel 2 in Nr. 30, Seite 236 ist in einem Theile der Auflage in Folge falscher Stellung der Zahlen leider eine irrige; wir bitten dieses Versehen zu entschuldigen und zu verbessern wie folgt:
I. Wappfische (Trutta Fario). — II. Rheinlachs (Salmo Salar). — III. Blaufelchen oder Fera (Coregonus Wartmanni). — IV. Aelche (Thymallus vulgaris). — V. Rarpfen (Cyprinus Carpio).

Nr. 1—26 des Volksblattes sendet der „Volksblatt-Verlag“ in Straßburg i. G. gegen frankirte Zustellung von 1 M. franko zu.

Anzeigen.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten Camarite, Corinth, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misitra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10. Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd. J. F. Menzer.

Verlag von L. Fernau in Leipzig.

Recht, J. S., verbesserter praktischer Weinbau in Gärten und auf Weinbergen. Fünfte Auflage. 5. Abdruck, mit dem neuesten Verzeichniß der Rebenarten des Apothekers Neubert in Leipzig. Mit 15 Kupfertafeln und 7 Holzschnitten. 11 Bog. gr. 12. geh. 4 M.

Meyer, J. G., Ulmer Spargelgärtner, Anleitung zur nützlichsten und zweckmäßigsten Anlage und Behandlung der Spargelländer und Anzucht zu Riesenspargeln. 2 Bog. gr. 8. 60 Pf.

Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache bearbeitet von Dr. Friedr. Rückert. 12. Ausgabe, mit Bezeichnung der Wörter in englischer, französischer, italienischer und russischer Sprache nebst Wörterverzeichnissen genannter Sprachen von Dr. A. Scher und Prof. Dr. Volk, und einer Einleitung über deutsche Vor- und Nachsilben mit Bezug auf solche in engl., franz., ital. und russ. Sprache von Prof. A. Volk. 1863. 62 1/2 Bog. 8. compl. 12 M.

Im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha erscheinen und ist in allen Buchhandlungen zu haben: C. Handtmann, der Slavismus im Lichte der Ethik. 1878. 2 M. 40 Pf. Vielfach günstig besprochen.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt, Ronnefeldt's vorzüglichen Thee, Sprengel's reines, entöltetes Cacaoöl, Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen

empfehlen L. Meyer-Nicolay, Straßburg i. G., Brandgasse 6, gegenüber der Mairie.

Dresch-Maschinen für Handbetrieb, 1, 2, 3 und 4 Zugthiere letztere mit Puffer und neuester Construction.

Häcksel-Maschinen in 15 Sorten von 2 bis 6 Rängen arbeitend, ganz aus Eisen und Stahl gebaut von Nm 35—60 an. Neuer Katalog mit Preiscurant auf Wunsch franco und gratis. Agenten erwünscht.

Ph. Mayfarth & Comp., Maschinenfabrik in Frankfurt a. M.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schloßergasse 14, wird am Sonntag, den 4. August, Vormittags 11 Uhr in der englischen Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon Encyclopädisches Handwörterbuch. 1878. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. 40 Hefte à 30 Pfennig. Vorrätig in allen Buchhandlungen.

— Chr. G. Höttinger — Jesus Christus u. seine Kirche. 106 Bilder. 64 Porträts u. vielen Denksprüchen. 2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser 1 M. 30. — Vielfach für Schüler beliebt und empfohlen.

Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser in Straßburg i. G. 80 Pf.

Pastoria. 38) Für das Stiftungshaus gingen in 2063 Gaben 324 R. ein.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Höttinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.